Präludien und Meditationen

Von HANS KESTRANEK*

Es gibt eine Melancholie des Zuviel, das wir zu fassen, zu meistern nicht imstande sind: weit über unser Erkenntnisvermögen, über unsere Fassungskraft, reicht die unendliche Fülle der Dinge, die sich vor uns ausbreitet; und um so weniger sind wir ihrer Meisterung gewachsen, als über ihnen noch eine andere Unendlichkeit sich auftut, in der sie sich der Formung und Gestaltung darbieten. Bescheidung nur und Beschränkung kann hier Abhilfe schaffen, jene Forderung, die uns vor die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung stellt, zu sänftigen, sie mit unserem Vermögen in Einklang zu bringen: Im Erkennen und Wissen Bescheidung auf schlichte Grundgesetze, ohne allen ihren Folgerungen nachzugehen, die notwendig ins Unendliche sich verlieren; und Beschränkung in der Meisterung der Dinge durch die Künste. Ein Maß, ihre Gestaltenfülle zu bändigen, ist ihnen in der Schönheit gegeben, die es denn sein wird, welche auch dem Wissen sein rechtes Maß verleiht, es damit erst zu einer wahren Mutter der Künste macht. So sehen wir uns füglich auf einfache Sitte verwiesen, die in der Form einer gewissen edlen Armut – trägt doch alle große Kunst deren Stempel – Meisterin wird des Zuviel, und einen Boden zumessender Gerechtigkeit bereitet, auf dem ein Volk befriedet wohnen kann, sicher seines Besitzes und Herr auf seinem Grund.

Wie das Leben im Rückblick auf Vergangenes von seiner Schwere verliert, so stellt es sich auch dem Blicke in die Zukunft erleichtert dar. Befreit vom Gewichte der Gegenwart, ihrer engen Fessel ledig, schreiten wir, leichteren und freieren Fußes durch die Zeit. Was immer diese bringt, wird im Geiste gefügiger Stoff, der den harten Lebenskern wie eine weiche atmosphärische Hülle umgibt, die als frei schwebendes, oft zauberisch wechselndes Gebilde Alles in sich aufnimmt, dessen wir uns erinnern, wie auch Alles was immer wir planen. Verdichtet kann es als sanfter Regen oder als furchtbares Wetter unserer Taten auf den harten Boden der Wirklichkeit niedergehen. Aber auch in alle Höhen kann es sich verbreiten, bis ins Unmerkliche kann es sich lösen. Ein reiner Himmel wölbt sich dann über den Dingen, in dessen Lichte sie in ihrem vollen Glanze erscheinen, eine Stille herrscht dann in uns und ein Schweigen, in welchem ihre Sprache erst voll vernehmbar wird.

Die Dinge dieser Welt, die wir unter dem Namen der Außenwelt zusammenfassen, reichen nicht nur bis an unsere Sinne heran, als ob ihre Wirksamkeit da zu Ende wäre; sie dringen in die Sinne ein, werden von ihnen aufgenommen, um in gewandelter Form neue und lebendige Verbindungen ein-

* Wir sind glücklich, hiermit ein besonders schönes Stück aus dem Nachlaß des einsamen und schweigsamen Philosophen des Theodor-Häcker-Kreises bieten zu können. D.R.

zugehen. Die Dinge stehen ja nicht vereinzelt, jedes für sich; sie wirken auf und in einander, und so wirkt ihr Wesen auch im erkennenden Geiste weiter. Die Welt, außerhalb der Sinne und des Verstandes, ist eine für diesen noch nicht bereite, zur Aufnahme für ihn noch nicht reife, bedarf deshalb einer Umwandlung, durch welche sie ihm erst verständlich wird. Die Klage darüber, daß die Dinge anders sind als sie scheinen, ist demnach müßig, da gerade der Schein ihr Sein für uns, ihre Sprache an uns ist. Sprechen uns aber die Dinge, so gewinnen sie Leben für uns, haben an stellvertretenden Bildern und Zeichen gleichsam ihre Boten und lebendigen Fürsprecher. Nicht anders ist es mit uns selbst, wo immer wir erkannt werden: nach der Weise des Erkennenden erkannt, leben wir in ihm verwandelt wie in einer anderen Welt, wie auf einem anderen Stern, um so mehr verwandelt, je höher die Erkenntnis ist, in welche wir eingehen, und wer wollte den Reichen der Erkenntnis, ihren Weiten, ihren Höhen, Grenzen setzen. Darum wollen wir erkannt sein, von einer höchsten Erkenntnis erkannt sein, um in ihr in unserer vollen Erkennbarkeit zu leben. Indem die Dinge an unsere Sinne rühren, bitten sie um Einlaß bei uns; wie sollten wir sie wohl abweisen, sie in unser Erkennen nicht aufnehmen, da wir selbst ja auch um Einlaß Bittende sind. In dem gleichen Maße als wir sie erkennen, werden dann auch wir erkennbar, wenn wir Erkenntniswesen sind, als solche erkannt sein wollen.

Durch das Mittel der Zeichen gelangen wir zur Erkenntnis der Dinge; diese sind es, welche die Zeichen geben, wir sind es, die sie empfangen. Das scheint selbstverständlich und sagt für sich auch nicht viel; doch kann eine schlichte Frage die Sache in ein helleres Licht rücken und dann ihre tieferen Untergründe sichtbar machen. Haben denn auch die Zeichen, welche die Dinge geben, nur für uns, die Empfänger, Bedeutung, und sollten sie ohne jede Bedeutung sein für die Dinge selbst? Scheint solche Frage auf den ersten Blick paradox, so gibt sich ihre Berechtigung zu erkennen, wenn wir sie auf uns selbst beziehen. Auch wir geben Zeichen, legen den von den Dingen empfangenen Zeichen weitere Zeichen bei und machen sie in der Rede zu unseren, uns selbst bezeichnenden, die Dinge wohl auch mitbezeichnenden Zeichen. Sollen diese nun wirklich nur als eine Manifestation und Kundgebung unser selbst gelten? Wäre die Rede nicht mehr als dies, dann wäre sie nur nach außen gerichtet, sie kehrte nicht zum Redenden selbst zurück; es gäbe keine innere Rede, kein inneres Gespräch. Längst schon aber wurde in der Rede ein mächtiges Bildungsmoment erkannt, und es war ein großer Denker, welcher mit dem Namen der Dialektik, der Unterredung, die höchsten Denkbarkeiten verknüpfte, denen wir unsere letzte Prägung und Bildung verdanken. Nicht nur um zu reden, bilden wir uns zur Rede; vielmehr bilden und bauen wir unser eigenes Wesen durch sie. Ist die Rede eine Manifestation, dann auch eine, die uns selbst, nicht nur anderen gilt; denn unmittelbares Selbsterkennen, eine unmittelbare Einwirkung auf sich selbst, ist so wenig möglich, wie irgendeine andere unmittelbare Beziehung eines Dinges auf sich selbst. Wir sehen uns in der Rede wie in einem Spiegel, wir bewegen uns auf ihr wie auf

eigenstem festem Boden, sie ist unsere nächste, unsere unmittelbare, uns stützende und tragende Umwelt, eine Umwelt, die wir uns selbst schaffen.

Ist nunmehr nicht die Frage erlaubt, ob es nicht auch so etwas wie eine Rhetorik der Dinge gebe, an der sie sich auferbauen, auf welche sie sich stützen? Daß es eine Welt der Zeichen, neben einer Welt der Dinge, res et signa, gebe; dieser Grundteilung legten die Alten eine tiefere Bedeutung bei, sahen in ihr mehr, als wir Heutigen in ihr zu sehen gewillt sind. Die Zeichen gründen in Bildern. Wenn nun Bilder unsere Bildner sind; sollten Bilder nicht auch Bildner der Dinge sein können, und die Imagination weit über unsere menschliche Einbildungskraft hinaus Geltung und Kraft haben? Läßt uns nun nicht tatsächlich jeder Blick auf die Dinge vermuten, daß die Gestalt als Bild des Wesens – ist sie doch eingeprägt dem Raume, eingezeichnet in die Zeit – auch mitbestimmend für ihr Wesen sei? Hier wäre nun wahrhaft Zeichendeutung gefordert. Sie zu leisten, wird man das Wesen der Zeichen und Bilder nach ihrer ganzen Tiefe, ihrer vollen Wirksamkeit zu ermessen haben; dazu wird aber wohl der Physiker mehr Logiker, der Logiker mehr Physiker, und jeder von ihnen, das, was er ist, in höherem Sinne sein müssen, als er es bisher gewesen; auch werden sie sich auf dem Boden der Zeichen mit dem Theologen begegnen, und die Wissenschaft der natürlichen Dinge wird weniger profan, wenn sie als Zeichen und Bilder eines höheren Sinnes gelten dürfen.

Wir können kaum einem Gedanken nachgehen, ohne der Wahrheit zu begegnen, die ihn erst auf den rechten Weg zu bringen vermag; doch wenige sind es, welche, ihr begegnend, sie auch erkennen und nicht achtlos an ihr vorübergehen. Selbst Denker, die als große gelten, machen sich solcher Achtlosigkeit schuldig; sie jagen ausschließlich diesem ihrem Gedanken nach, suchen seiner vor allem habhaft zu werden, ohne zu ahnen, welch edleres Wild sie um seinetwillen sich entgehen lassen.

Wie mannigfach und reich verflochten ist doch das innere Gefüge lebender Wesen, ja aller Dinge, auch der leblosen auf tiefer Stufe des Seins stehenden; und wie einfach erscheinen dagegen gehalten ihre äußeren Beziehungen, in welchen sie zueinander stehen, und wie sprechend und ansprechend bleiben sie gleichwohl auch so. Welcher Reichtum an Formen zeigt sich nicht am einzelnen Baum, was lebt nicht an treibenden Kräften in ihm; und wie einfältig steht, damit verglichen, der Wald da, wie machtvoll und schön in all seiner Einfalt.

Sollte das nicht ein Wink sein, auch unser eigenstes Leben tiefer und reicher zu gestalten, die Beziehungen zu unseren Mitmenschen in naturgegebener Einfalt zu belassen?

Mit tastender Vorsicht prüfen wir auf unseren Wegen den Boden, ob er uns auch trage; wir blicken auf alles, was uns begegnet, ob es auch unsere Mitwirkung fordere; wir prüfen unsere Kräfte bei jeglichem Unternehmen,

ob sie ihm auch gewachsen seien; mit einem Worte: wir rechnen mit den Umständen, wir richten uns nach ihnen. Nun würde unsere Rechnung wohl stimmen, wenn die Umstände sich nicht auch ihrerseits nach uns richteten, nicht auch von uns abhingen, wenn wir nicht auch Herr über sie wären. In den Dienst des Willens und seiner Ziele gestellt, zeigen die Dinge erst ihre Eignung, im Dienste eines höchsten Zieles, auch erst ihre höchste Eignung. Hier erst wird die Rechnung richtig, hier erst werden wir den Dingen, wie auch uns selbst gerecht. Wie die steigende Frühjahrssonne, die in der Wintersaat schlummernde Kräfte weckt, so lockt ein hohes geistiges Ziel aus den Umständen erst deren volle Kraft hervor. Niedrige Ziele kennen auch nur kleinliche niedrige Mittel; und Mittelmäßigkeit ist zu nennen, was solche Mittel zum Maße ihrer Ziele macht; Hochsinn aber verschmäht sie, ja ist wenig bekümmert um Mittel und Umstände, so hell sein Blick für sie auch sein mag: ihm kommen sie ungesucht entgegen, um sich willig in seinen Dienst zu stellen. Über dem Vertrauen in die unermeßliche Wirkung des Edlen, der im Einzelnen noch nachzuhelfen es auch keine Not hätte, lebt in ihm ein Glaube, der in seiner Kraft nur erlahmen würde, wenn er von seinem Ziele weg, auf Wirkung und Erfolg sähe: er weiß sich seines Sieges gewiß – unter allen Umständen; die Kleingläubigkeit wird an ihm zu Schanden und alle ihre scheinbaren Siege erweisen sich in Wahrheit als Niederlagen.

Die Sprache der Dinge ist eine königliche; sie neigt sich jedem Verständnis, ohne sich zu verstellen, ihrer Würde je etwas zu vergeben. Was wäre aber diese Würde ohne das eigentliche Königswort, mit dem sie einem tieferen Verstehen antwortet. Nach dem Maße des Erkennens wächst oder sinkt ja die Bedeutung auch des geringsten Gegenstandes, wenn er in seinem inneren Wesen erfaßt, oder nur als Ding unter Dingen genommen wird; offenbart doch ein Stäubchen von der Straße schon eine Wunderwelt, wenn es nur unter das Mikroskop gebracht wird. Und vollends erscheint der Mensch in seinem ganzen Werte erst der erkennenden Liebe; einem engeren Interesse wird er zum bloßen Werkzeug, und gar nur als Nummer zählt er in der Menge, über welche ein eilfertiger Blick flüchtig hinweggleitet. Soll daher die menschliche Würde gewahrt sein, so wird wohl eine die Erkenntnis hebende Liebe den ersten Rang einnehmen, eine seinen Nutzen berechnende, und vollends eine rein zahlenmäßige Schätzung ihr gegenüber weit zurücktreten müssen. Der Bau einer wahrhaft menschlichen Gesellschaft wird solcher Folgerung entsprechen, und die Notwendigkeit selbst führt auf den rechten Weg, ja scheint wie in ihren Dienst gestellt. Daß die Menschen gegenseitiger Hilfe bedürftig sind, führt sie zusammen, bringt sie einander näher und macht sie eben durch die Nähe, die jeden Gegenstand in seiner vollen Größe sichtbar werden läßt, dann auch erkennbarer; die große Masse, in welcher sonst die Zahl vorherrschen würde, sondert und gliedert sich notwendig zu kleinen Gruppen: Familien, Berufe und Stände bilden eben so viele Freundschaftsverbände; wo immer zwei an einem Strange ziehen, kommt es denn auch bald zu einem Gespräch zwischen ihnen, und wer uns nahe ist,

wird uns leicht zum Nächsten, den wir lieben. Die Fernerstehenden bilden dann nur den weiten, unsere Sicht abschließenden Horizont, den wir in keinem Landschaftsbilde missen mögen, vor dem die Gestalten des Vordergrundes um so plastischer sich abheben. Wenn wir überdies weniger fordern, hingegen umsomehr leisten, so kann der Liebe ihr Vollmaß werden und die Erkenntnis in einem Zustande des Friedens zu ihrem Rechte kommen. Das wäre auch der sichere Tod der Liebe, Liebe zu fordern; sie blüht ungebeten. In ihrer vollen Entfaltung die seltenste Blume, finden sich doch tausendfach und überall ihre Keime; nur sind wir lässig, ihrer zu achten. Das macht eben ihre Seltenheit: sie blüht erst unter dem Blick auf sie.

Der Riß, der durch die Liebe geht, setzt sich durch die Wahrheit fort. Kann denn vom Liebenden gesagt werden, er erkenne, er verstehe nicht, was er liebt? Wird doch das Geliebte bis an die Sterne erhoben und sichtbar in ihrem Lichte; hier ist also kein Dunkel, in dem das Auge nicht sehen könnte. Unverwandt auch ist auf das Geliebte der Blick gerichtet, was könnte ihn noch schärfer sehen machen? Wo nun Licht ist, wo das Auge scharf, wird da Sehen und Erkennen, wird da nicht Verstehen sein? Kann man demnach von einem wahrhaft Gott Liebenden sagen, er habe Gott nicht verstanden? Doch wie groß muß die Liebe sein, die solchem Verstehen entspricht, ihm vorausgeht; und wie schwer wiegt dann das Verstehen, vor welch hohe Aufgabe stellt es! So selten solche Liebe, so selten auch das Verstehen!

Wie oft wurde gesagt, daß die Liebe nicht in Worten bestehe. Nun, sie besteht aber auch nicht in Taten, was nur hieße, daß man sich mit ihnen von ihr loskaufen könne. Der Liebe wird wahrlich nur durch Liebe allein genug getan. Worte wie Taten stellen sich ungerufen in ihren Dienst, durch sie erst ihren Adel gewinnend; und weit über jeden unmittelbaren Liebesdienst, weit über alle Hilfeleistung reicht dann ihre Wirkung: was sie wirkt ist – Segen. Was nur zu Nutz ist, bleibt in seinem Wirken begrenzt: es erreicht seinen Zweck und damit endet es auch. Der Segen aber ist ohne Ende, zehrt sich im Wirken nicht auf; er stirbt nicht und gleicht dem Baume, der Früchte des Lebens reift.

Wie wir die riesenhaften Räume des Sternenhimmels ermessen, uns nach ihm im engeren Erdenraume zurechtfinden; wie der Steuermann nach dem Polarstern sieht, nach ihm die Fahrtrichtung seines Bootes festlegt: so legen wir die Vollkommenheiten Gottes aus, um die Ordnung unseres Lebens und die Richtung unseres Wirkens nach ihnen zu bestimmen.

So mag man denn auch Unerreichbares erwägen; scheinen doch auch die unerreichbaren Gestirne Nacht um Nacht in unsere nahe und greifbare Welt herein und erheben unsere Gedanken über eine niedere Umgebung. Und doch ist ihr Anblick, den wir als erhaben bezeichnen, eher unscheinbar zu nennen, wenn wir das flimmernde Zeltdach über uns vergleichen mit dem Heere der

Myriaden von Sonnen, von denen es Kunde gibt. So mögen wir die unscheinbaren alltäglichen Dinge als auf ihren unerreichbaren unfaßbaren Urgrund deutend nehmen; ihre schlichte Erscheinung sei uns dann aber auch Vorbild für eine ähnlich schlichte Sprache, wenn wir es wagen, von letzten Gründen zu sprechen. Durch Ort und Stunde mit den Dingen ins Enge gebannt, mit ihnen verkettet, ist uns in ihnen auch die Grammatik gegeben, welcher unsere Rhetorik im Ausdrucke des Erhabenen zu entsprechen hat. Die Sprache der Dinge, der Stil ihrer Erscheinung ist ein ironischer, in welchem Unermeßliches in gemessener Weise zum Ausdruck kommt; auch ist er allein, da er weit über sich hinaus weist, der wahrhaft große, hohe Stil.

Ungeheuere Ereignisse, wie das Unheil unserer Tage, sind nicht aus letzten Anlässen oder aus der Schuld einiger Personen zu verstehen; denn wie die Wirkungen dieses Unheils weit verzweigt sind, so wurzeln auch die Ursachen, welche es hervorriefen, in entsprechender Tiefe. An sich mögen sie geringfügig und klein scheinen, ein einziger folgenschwerer Irrtum kann sie einschließen, ein edler, aber unmittelbar mißverstandener Gedanke der Keim sein, der innere Kampf eines menschlichen Geistes – etwa eines Augustinus – das Vorspiel des Kampfes und der Zwietracht einer ganzen Welt. Wenn nun aber die Anfänge großen Übels auch klein und unscheinbar sind, so ist doch nicht leicht, das Übel an solcher Wurzel anzugreifen, um es vom Grund aus zu beheben; denn gerade der ursächliche Anfang ist überall schwer zu fassen, stellt vor hohe geistige Aufgaben: daher die Hartnäckigkeit, mit der sich üble Wirkungen behaupten.

Aus allen Dingen, sie mögen sein wie immer, auch häßlich überkrustet oder durch Schuld entstellt, strahlt immer noch ein ungebrochenes Licht, in welchem ihr Innerstes als ein Ursprüngliches rein und unverletzt gleichsam bloßliegt und sichtbar wird. Erregt die Schuld Furcht von ihr ergriffen zu werden – denn wer fühlte sich sicher vor der Gefahr, ihr zu verfallen –, und erfaßt uns Mitleid mit dem Schuldigen, ja mit uns selbst, die wir mit ihm unter dem gleichen Menschenschicksal stehen: so flüchten wir aus Furcht und Leid zur richtenden und heilenden Barmherzigkeit. Sie hat das Auge für jenes Licht und erfährt dessen reinigende Kraft, welche das wirkt, was der Tragiker die Katharsis nennt. Wer sich solchem Licht verschließt, Dunkel sieht, wo Helligkeit ist, verkennt die Gerechtigkeit, die allwaltende, und wird vor der Schuld selbst mitschuldig, wenn er nur hart zu richten, blind zu hassen weiß. – Es gibt aber auch niedrige, bescheidene Dinge, die wir nur allzu leicht geringschätzend übersehen, aus welchen gleichwohl, sie über alle ihre Niedrigkeit erhebend, voll Hoheit das gleiche Licht hervorstrahlt. Ist dann aber, wer immer sich um das rechte Sehen auch solcher Dinge bemüht, sie in ihrem eigensten Lichte sieht, nicht auch gewissermaßen Tragiker?

Als Söhnen einer in sich zerklüfteten Kulturwelt, der die Wahrheit in Wahrheiten zerfallen ist, regt sich in uns, soweit da noch etwas Gesundes

und Besinnliches lebt, das Verlangen, ihre Bruchstücke zu sammeln, um sie zu einem Ganzen zu fügen. Und so beginnen wir damit, eines um das andere aufzugreifen, prüfend, ob sie wohl zusammenpassen, sich an einander fügen. Über solchem Beginnen waltet naturgemäß eine ratende, tastende, Formen suchende Einbildungskraft, die aus den Bruchstücken und ihren versuchsweisen Fügungen Anregung schöpft, das Ganze zu ahnen und seine vollendete einstimmende Architektonik herzustellen. Einiges ist schon gewonnen, wenn auch nur Gruppen zusammengehöriger Bauglieder ausgesondert werden: es bringt Ordnung in die Trümmerstätte, gibt ihr wenigstens den Charakter einer Baustätte. Weiter haben wir es bisher kaum gebracht.

Nach dem Worte eines großen Bildhauers schlafen im Steine alle Gestalten; nach dem Worte eines anderen wieder wäre auch der bildende Meister selbst „Voller Figur". Besteht beides zu Recht, dann muß im Meister wohl die Figur wach sein, um die ihr entsprechende schlafende Gestalt zu wekken: wie Vor- und Nachbild entsprechen sie ja einander. Wenn aber jeweils nur eine einzige Gestalt, aus ihrer steinernen Hülle gelöst, ans Licht treten kann: dann kann wiederum auch nur eine unter allen Figuren sie an das Licht führen. Wie wird nun diese vor den anderen ausgewählt und zu ihrem Amte bestimmt? Doch wohl nicht wieder durch eine Figur: also wird das Gestaltende, dem alle Gestalt auf geheimnisvolle Weise entspringt, selbst ohne Gestalt sein. Wenn nun die Menschen hohe Werke staunend bewundern, zu ihnen pilgern wie zu heiligen Quellen: so machen sie sich doch selten Gedanken über deren wahren Ursprung. Aus ihrem Ursprung vom Übersinnlichen her kann ihre unmittelbar an die Sinne sich wendende Sprache aber erst verständlich werden. Und kein innigeres Verstehen als ein durch geistige Werke vermitteltes, kein innigeres Einverständnis als in ihnen.

Es ist verwunderlich, wie selten ein natürliches unbefangenes Sehen, zu dem keinerlei künstliche Schulung erfordert wird, sich durch die ganze Folge der Arbeit an einem Bildwerke erhält: an alle möglichen schwächeren Stützen und Theoreme klammern wir uns, statt vor allem und immer von neuem auf die elementarste Natürlichkeit zurück zu greifen, mit welcher unser Urteilen stets verbunden bleiben sollte. Darin unterscheidet sich Künstlichkeit von Kunst, daraus ist zu erkennen, ob wir mit gesunden Beinen einherschreiten, oder uns auf Stelzfuß und Krücken fortbewegen.

Vor der Übergröße des Alls müßten wir wie ein Nichts verschwinden, vor der unabänderlichen Gesetzhaftigkeit der Dinge uns zur Ohnmacht verurteilt sehen, böten sie sich nicht willig zum Gebrauche dar, wären sie eben in ihrer Notwendigkeit nicht auch geeignet, unseren Nöten abzuhelfen. Es ist die Not, die uns zur Herrschaft über die Dinge anleitet, zugleich die Anarchie einer ungeordneten Einwirkung auf uns abwehrt, der wir sonst hemmungslos anheimgegeben wären, ebenso aber auch willkürliches Schalten mit ihnen ausschließt, Grundlinien zieht einer bestimmt begrenzten Lebenshaltung, die uns unbegrenzten Weiten sicher einordnet. In ihnen bauen wir unser

Haus, das nach Behebung der Not eine Freistatt der Muße bietet. Solche Muße würdig auszufüllen wird zur eigentlich menschlichen und auch schwersten Aufgabe. Was die Not fordert, was die Muße zuläßt, sie müssen nicht unverbunden, unvermittelt nebeneinander stehen, sie sollen es auch nicht. Wenn überstandene schwere Not zu Dichtungen Stoff gibt, in denen sie festgebannt ist und immer wieder, Geist und Herz erfreuend, an unseren Augen vorüberzieht: so muß doch wohl etwas in ihr sein, das uns anmuten, uns erheben kann, auch wenn wir sie in all ihrer Bitterkeit an uns selbst erfahren. Wie könnte Dichtung aus dem Wirklichen gezogen werden, wenn sie nicht in ihm läge? Im Wirklichen, in den Dingen selbst, ist Etwas, das nicht nur an ihnen als einem Einzelnen haftet, das über sie hinausweist, das über sie erhebt und ihre Härte sänftigt: ein Schlichtes, Einfaches, das sich zu aller Gestaltung eignet. Die Musik, wie sie mit Rhythmen und Tönen schaltet, sie in edlen Proportionen aufbaut, ist uns hier Vorbild. Das Elementare in den Dingen soll nicht übergangen werden, soll nie vergessen sein. Ein von tausend nichtigen Dingen umgetriebener Leichtsinn wähnt jedoch, für sie ein zart empfindliches Instrument zu sein, als ob an dessen weiten Ausschlägen und Schwingungen jene selbst als aus ihren Wirkungen voll erkennbar würden. Nun wohl: der fegende Staub, der treibende Schnee, der Wirbel losgerissener Blätter, läßt den Wind erkennen, und das tanzende leichte Boot die Gewalt der Wogen. Aber geben nicht Wind und Wogen damit mehr Ausschlag und stärkere Zeichen als das Walten der Schwere, dessen wir in ihnen kaum achten, aus dem doch die Bahnen der Gestirne ihr Gesetz erhalten, und bieten sie damit nicht ein falsches Bild vom Maß und Verhalten der Kräfte der Dinge, indem sie ein Schwächeres zu einem Stärkeren machen? Ist das sanfte Schwanken des schwer beladenen Schiffes, der Fels, um den der Schnee stäubt, er selbst aber unbewegt verharrt, nicht ein sprechenderes Zeichen? Die vielbewegten leichten Dinge und die vielbewegten lauten Menschen sind nicht bewegt von der höheren Kraft und nicht sprechend von der tieferen Wahrheit: sie sind stumm über sie, unbewegt von ihr.

Das Wort ist an sich nur roh gebrochenes Baumaterial, das erst durch die Grammatik zubehauen wird und zum Baue verwendet werden kann. Die Rede ist der Bau, und sie hat wie jeder Bau ihre Bedingungen, denen sie sich fügt. Beim Baue ist es der Boden, sind es die Bedürfnisse des Bauherren, seine Mittel, ferner der Grad des Könnens des Baumeisters selbst, zugleich mit all den eigentlichen Bedingungen und Gesetzen seiner Kunst. Bei der Rede ist der Redende (quod licet Jovi), der Angeredete, das Beredete, sind es die Umstände und der Zweck der Rede. Doch erschöpft sich in alldem nicht die Kunst der Rede; sie bleibt eine Zweck- und Nutzrede, wie auch ein reiner Nutzbau noch kein architektonisches Kunstwerk darstellt. Die Kunst paßt sich allen Bedingungen an, bleibt aber gleichwohl ein fremder Gast unter ihnen. So liegt auch in der Fügsamkeit gegenüber allen Lebensbedingungen, in der Weltklugheit, noch nicht die wahre Lebenskunst: sie erscheint wie Apollo unter den Hirten, als ein Wesen höherer Art.

Wohl ist die Sprache ein hohes Wunder zu nennen, doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir mit ihr die Dinge nur wie mit Fühlern betasten. Mit Schrecken erkennen wir zuweilen, wie wenig wir zu sagen haben, daß wir an ihr uns genügen lassen. Wir sprechen von ihr als einem Ausdruck des Geistes; einem wahrhaft reinen Geiste wird sie aber kaum mehr sein als uns tierische Laute sind. Wir mögen uns immerhin getrösten: wie die Türe im Hause den Weg ins Freie offen läßt, es zugleich, wenn geschlossen, vor Wetter und Kälte verwahrt, so führt wohl die Sprache ins Freie der Erkenntnis, schützt aber auch vor dem Zudrange der Dinge, die durch ihre Übermacht uns sonst erdrückten. Sie wandeln sich zu Worten, die eine leichte Handhabe bieten mit ihnen zu schalten. So ist denn auch ein reicher Schatz an Weisheit, von einer langen Reihe von Vorfahren gesammelt und uns hinterlassen, in der Sprache niedergelegt. Er hat sein Gold, hat sein Silber, und beides zu Zierstücken geformt: sein Gold in dem Grundgerüste der Grammatik, die man wohl das Bild einer Metaphysik nennen darf; sein Silber in dem, was der Verständigung im täglichen Tun und Treiben dient; seine Zier in der Musik der tönenden Rede. Jedes von diesen Stücken, gepflegt und genützt, verleiht der Sprache Reinheit. Gibt sie uns auch nicht die Welt, so baut sie uns immerhin ein stattliches Haus in ihr.

Im Reiche seliger Geister wird es kaum gesprochene Worte geben, und die Vorstellung, daß da geschrieben und gelesen würde, erscheint geradezu lächerlich. Geschriebenes ist Ersatz für Gesprochenes, ein hölzernes Bein. Mit diesem ist kein rechtes Gehen und mit dem vielen Schreiben wurde das Reden fast verlernt. Dem Erfinder der Schrift soll nach einer alten Überlieferung vorgehalten worden sein, daß er mit ihr das Gedächtnis entbehrlich gemacht habe, ja es aufhebe. Es geschah aber noch mehr als dies: das beschriebene Blatt hat sich zwischen den sprechenden Mund und das hörende Ohr, zwischen Mensch und Mensch gedrängt, sie einander entfremdet, sie aber so daran gewöhnt, daß kaum mehr angehört wird, wer nicht schreibt. Dem unwilligen Hörer aber wird notwendig auch bald der unwillige Leser folgen; der Schwerhörige wird angeschrien werden müssen, die Litteratur schreiend werden. – Es ist ein utopischer Gedanke – aber scheint nicht alles Große Utopie? –: eine höchste Kultur, der das geschriebene Wort schon Verderb und Niedergang wäre, die ihre ganze Fülle im unmittelbaren menschlichen Verkehr erreichte. Ja mehr noch: Kennt nicht jeder von uns selige Momente der Mitteilung und des Einverständnisses, ohne daß Worte gesprochen wurden? Auch gibt es Orden des Schweigens, die dem tiefsten Verstehen dienen.

Um Vergangenheit voll zu würdigen muß man selbst Vergangenheit haben, und sie dürfte in der Erinnerung an Reichtum und Lebendigkeit, ja an Gewicht der Wirklichkeit um nichts hinter der Gegenwart zurückstehen. Um Spuren der Vergangenheit zu würdigen, muß man ermessen, welch armseliges Zeichen ein Grabhügel ist, und alle Reste der Vergangenheit, all' ihr

Rückstand, alle ihre „Reliquien", sind kaum viel mehr als solche Grabhügel. Viel Liebe muß man erlebt haben, um genug an Liebe zu haben, so magere Zeichen zu deuten, sie auf das volle Leben hindeuten zu lassen. – Kaum anders werden wir uns zu Schriftzeichen und vollends zur „lebenden" Rede stellen dürfen, soll sie Ernst und Gewicht haben: Kaum gesprochen ist auch sie nur Reliquie, Grabhügel des entschwundenen Gedankens.

Dem Erinnern folgt das Vergessen, und man spricht von einem Meere der Vergessenheit, in welches schließlich der Fluß alles Erinnerns mündet. Doch nicht jedes Erinnern wird in gleichem Maße dem Vergessen überantwortet. Vergessen meint Vergänglichkeit der Gedanken und Gedanken sollen, ja müssen vergänglich sein, soweit sie um eines Vergänglichen willen gerufen wurden; denn überflüssig wäre es, ein Gedenken, das nur dem Heute diente, auch für das Morgen zu bewahren. Nicht nach an sich Wichtigem oder Unwichtigem allein richtet sich die Dauer des Erinnerns: eine goldene Wolke, die flüchtig am Abendhimmel leuchtete, kann aus Jugendtagen herüber noch dem Greise vorschweben, und manche lange Bemühung um bestimmte äußere Ziele kann sich so weit verflüchtigen, daß selbst wiedergefundene Dokumente, die von ihr zeugen, eigene Aufzeichnungen etwa oder Bilder, kaum ein blasses Nachbild hervorrufen: bestimmend für die Dauer des Erinnerns ist die Dauer dessen, dem es zu dienen hat.

Über allem Wechsel der Gedanken – und auch Taten können uns wie Gedanken gelten, da sie doch von ihnen gerufen werden und ihnen gleich vergänglich sind – besteht ein Nichtwechselndes, Unverderbliches, Unverlierbares: es ist der Sinn unseres Wesens und seines Lebens: unsere eigentliche Persönlichkeit. Zwischen ihr, die eine unwandelbare Einheit darstellt, und jener wandelbaren und wechselnden, unbegrenzten Vielheit liegt ein Gebiet von begrenzter Zahl, das weder so wandelbar ist wie das unendliche Viele, noch so unwandelbar wie das Eine. Hier ist unser geistiger Besitz und Haushalt, und hier hat die dauernde Erinnerung ihren Bezirk. Die Person kann uns wie ein König gelten: in seinem festen geistigen Besitz hat er sich gleichsam eine Regierung gebildet, die dem Reiche, der Reichweite seines Willens, die Gesetze gibt: durch sie gebietet, spricht der König, Sitte und Gebrauch werden hier festgelegt. Was macht nun ein seiner Form nach Vergängliches, ja Einmaliges, zur dauernden Sitte? Es muß den Sinn des Gesetzgebers aussprechen, es muß ein Symbol, sein Wort gleichsam geworden sein. Das Wort hat auch sinnliche, vergängliche Form, und ist doch zum Träger eines Unsinnlichen, Unvergänglichen bestimmt. So wird denn das bewahrende Gedächtnis zum Fundament der Sprache, der Sprache in weiter Bedeutung, nicht bloß einer der Zunge und Laute. Auch Erlebnisse, die wir mit Pietät bewahren, gehören dazu. Pietätvolle Erinnerungen sind wie durch enge Familienbande mit einander verknüpft; gleich einer großen Familie pflegen wir ihrer, und Sitte wird darum auch Gepflogenheit genannt. Die gesprochene Sprache ist nur ein Teil von ihr, und auch sie kann nur durch Pietät, durch Bewahrung der Sinnbedeutung, gepflegt und lebendig erhalten wer-

den. Wo diese Pietät erstirbt, die lebendige Sitte zur toten Gewohnheit wird: da sinkt das, was sie pflegte, ins Bedeutungslose zurück, wird wieder zu einem der vielen Vergänglichen. Wird dann weiterhin gleichwohl starr an dem festgehalten, was seine Bedeutung, sein Leben längst verlor, dann haben wir auch uns selbst dem flüchtig Vergänglichen, dem Gesetzlosen, der Anarchie verschrieben. Sehen wir doch in Zeiten solcher der Bedeutung entleerter Zeichen ein pedantisches Festhalten an leeren Formen mit einem wilden Wuchern von Neuerungen Hand in Hand gehen. Pedantisches Wesen und wilde Phantastik bestehen erfahrungsgemäß wohl mit einander. Die beiden Arten des Erinnerns sind ineinander geflossen: jenes, welches dem Tage, und jenes welches unserem dauernden Wesen dient. Nichts spricht mehr, und so wenden wir uns von allem, was uns sprechen könnte, wir fallen treulos von ihm ab. Wenn aber zwei Lenker auf einem Karren stehen, von denen der eine die Zügel ängstlich zurückhält, der andere heftig antreibend auf das Gespann einschlägt: so wird weder Stillstand noch Fortschritt erzielt, das Gespann wird wild und der Karren schlägt um. Die Geschichte der Revolutionen lehrt es.

Vor alters wurde gesagt, daß eine Revolution nie von jenen ausgehe, die am meisten Grund zu ihr hätten. Damit sind wohl die Gerechten gemeint, welche vor allen berufen wären gegen Ungerechtigkeit einzuschreiten. Sie tun es nicht, aus dem Glauben an eine unfehlbar wirkende höhere Gerechtigkeit. Es sind die Anderen, die sich ereifern, und sie ereifern sich dann nicht für die Gerechtigkeit, sondern für Rechte.

Worum geht denn nun eigentlich der ewige Streit, und wo liegt unser unverlierbarer Besitz und unser unbestreitbares Recht, um die es Streit nicht geben kann? Wenn es Streit um Recht und Besitz gibt: so kann er ja nicht um Unbestreitbares und um Unverlierbares gehen; er kann nur dann entstehen, wenn unverlierbarer Besitz einem verlierbaren, unbestreitbares Recht einem bestreitbaren gegenüber steht.

Besitz ist, was unser ist, uns zu eigen ist, zu uns gehört. Unser ist zunächst unser Wesen selbst; ihm seinerseits zugehörig ist sein Leben; über dem Leben aber steht sein Leitstern, der so zu unserem besonderen Wesen gehört, wie dieses zu uns als seinem Träger; und er wäre ein Irrstern, wenn er einen für das Wesen als solches ungangbaren Weg führte. Mit dem Eintritt in das Leben beginnen wir unser Wesen zu entdecken und seinen Stern. Unser Lebensweg gleicht einer Entdeckungsfahrt. Was immer wir auf ihm finden, ist ein uns von Anbeginn zu rechtens gehöriger Besitz, der uns nie streitig gemacht werden kann, und im Bewußtsein des Rechtes dürfen wir aufrechten Ganges und ohne Wanken unsere Bahn durchschreiten. Wir und unser Weg: sie gehören zusammen, bilden eine Einheit. Wir finden unseren Weg, würden ihn aber verfehlen, wenn wir da erfinden wollten. Wir erwerben auch nicht, wenn uns damit ernst ist, daß der Erwerb auch rechtens sei; unser Erwerben soll nur die zum Empfangen ausgestreckte Hand, nur wie ein Erben soll es sein: anders Erworbenes ist schon Verdorbenes, durch Gier Entwertetes.

Wenn es heißt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut", so weist das auf unser, uns zugehöriges Gut, das wir als solches nicht begehren können, das wir auch nur aufgeben würden, wenn uns fremdes Gut von ihm abziehen wollte. Umso höher wird aber ein Gut in Achtung stehen, je höher es im Werte steht. Streit um Besitz kann demnach nur dort entbrennen, wo das Wesen des wahren Besitzes verkannt wird; und verkannt wird es, wo das Wesen des Besitzers verkannt wird. Wenn wir uns selbst erkennen, erkennen wir auch das uns Zugehörige und das uns nicht Zugehörige; und alles uns nicht Zugehörige ist fremder, uns fremder Besitz. Zugehöriges kann aber nicht vorenthalten, sein Vollbesitz nicht geschmälert werden. So hat hier auch ein Rechtsstreit keine Stätte.

Anders steht es mit einem Besitz, der seinen Besitzer wechseln, ihm also nie völlig zugehören kann. Hier gibt es ein Zuteilen und Entziehen; und da für beides kein Maß feststeht, muß im Grunde die Willkür entscheiden, sei es eine des Geschickes, sei es eine der Menschen. Hinter der Willkür aber muß Macht stehen; und auf diese Art des Besitzes baut sich notwendig der Satz, daß die Macht über das Recht entscheide, daß „Macht vor Recht" gehe. Dieses Recht ist es, welches dem wechselnden Besitze, der sein Gegenstand ist, damit auch einen hohen Wert zuerkennt und dazu beiträgt die Gier nach ihm zu nähren und zu steigern. Die nach solchem Rechte Lebenden stehen denn auch stets, wenn auch nicht in offenem, so doch heimlichem Streit mit einander, und der Krieg Aller gegen Alle ist es, den sie beim Aufbaue ihrer Rechtsstaaten zwar zu organisieren wissen, nicht aber aufzuheben und zu beenden vermögen. Schließlich endet der Kampf um Besitz notwendig mit dessen Ruin, da er, wo alle zu nehmen trachten, nur abnehmen, nur beeinträchtigt werden kann.

Der Gerechte aber wird seiner Gerechtigkeit leben, im Übrigen sonst wird ihm alles recht sein. Dem schwanken Besitz wird er als einem allzu trügerischen Boden wenig trauen, sich lieber willig zur Armut bekennen. Das Recht des Gerechten wird das der Gerechtigkeit sein. Und so wenig es eine Gerechtigkeitsüberschreitung gibt, kann es im Reiche des Gerechten zu einer Rechtsüberschreitung kommen. Wie kann es dann für ihn einen Rechtsstreit geben?

So ist denn ein Rechtsstreit kein Streit mehr um Recht, er verliert sich vielmehr in eine Dunkelheit, in welcher das wahre Mein und Nichtmein und mit ihm das Recht verschwindet. Solcher Dunkelheit haben wir uns verschrieben, in der unser Stern erloschen, wir selbst zu irrenden Schatten geworden sind.

Aus dem Meere des Ewigen schöpfen wir mit kleinem Becher: verschwindend wenig ist, was jeweils vom Möglichen zur Wirklichkeit wird, wahrlich verschwindend, weil es, wirklich geworden, unter dem Gesetze der Zeit auch schon nicht mehr wirklich ist. Doch kann alles, was möglich ist, wirklich werden, wie ein dünner Zulauf auch das größte Gefäß schließlich füllt, und eine Menge, ob ungezählt oder gezählt, die gleiche Menge bleibt: das Mög-

liche und das Wirkliche – beides ein Traum, der Gleiches träumt, nur jedes auf andere Art. So ist denn auch, wenn wir in der Scheidung des Wirklichen vom Nichtwirklichen, im Wirklichen das Mögliche durchträumen, nichts Entscheidendes geschehen. Das Wirkliche ist hier nur ein Mittel, ein Instrument der Scheidung; und darum ist auch seine Schneide, die Schneide der Gegenwart so scharf, fast wie ein Nichts. Das Mögliche ist der Stoff, der Marmorblock gleichsam, an den der Meißel des Wirklichen angesetzt, über den er geführt wird. Aus beiden geht das Werk hervor, als eine Mischung des Wirklichen mit dem Möglichen, ein seltsam vergänglich-Dauerndes, als ein bewahrendes unwirklich-Wirkliches, durch welches die flüchtigen Dinge den Schein eines Bestehenden erhalten. Doch auch das Werk aus Möglichkeit und Wirklichkeit hat an dem ursprünglichen Stande nichts geändert: zu erweitern war er nicht; denn das Mögliche ist auch das Äußerste; und verengt wurde er auch nicht. Es ist, als hätte sich ein Rad, dem der äußere Stützpunkt fehlt, durch den es sich von der Stelle bewegen könnte, nur um sich selbst gedreht. Unbewegte Bewegtheit, ungestaltete Gestalt, ist das Ergebnis der drei Momente; der Möglichkeit, der Wirklichkeit, der Dauer. Sie bilden zusammen eine unbestimmte Bestimmtheit und stellen der ursprünglichen, reinen, der sogenannten logischen Möglichkeit, der Possibilitas der Dinge gegenüber das eigentliche Vermögen, ihre Potentia dar. Ein Vermögen aber muß, um zur Wirkung zu gelangen, zu dem was es vermag, durch ein außer ihm liegendes erst bestimmt werden, zu jener Dreiheit ein viertes Moment hinzukommen, das es in Tätigkeit setzt.

Hier liegt also ein alle Dinge umfassendes viergliedriges Gesetz vor, das sich eben auf Grund seiner Allgemeinheit auch in der menschlichen Seele wirksam erweist, in ihr ein ihm Entsprechendes hervorruft. Wie wir nämlich als Sinnenwesen im Verkehre mit den körperlichen Dingen für gewisse Seiten von ihnen mit besonderen ihnen entsprechenden Sinnesvermögen ausgerüstet sind – wir nennen sie deshalb auch Sinnendinge – so ist zu erwarten, daß wir auch als Wesen, die mit Vernunft begabt sind, und diese auf das Allgemeine geht, mit Seelenvermögen ausgerüstet sind, die jener Grundstruktur der Dinge entsprechen, durch welche wir zu den Dingen in eine sie alle umfassende, in eine „transzendentale" Beziehung zu treten, die Eignung erhalten. Und tatsächlich findet es sich so, daß einer reinen Möglichkeit, welche wir nur anzuerkennen haben, ohne irgend Macht über sie zu besitzen, ein reines Erkennen entspricht; der reinen Wirklichkeit, ein reines Wollen, – darauf bezieht sich ja das Wollen, daß etwas wirklich werde, was vorher bloß möglich war; und schließlich wird ihrer Verbindung, die über das rein Wirkliche hinausreicht, sich auf das noch nicht Wirkliche wie auf das nicht mehr Wirkliche erstreckt, ein reines Erinnern entsprechen. Hier liegen drei Akte vor, welchen drei Vermögen zu Grunde liegen, als intellectus, voluntas, memoria seit je bezeichnet. Sie bilden, was Umfang und Inhalt ihres Gegenstandes betrifft, ein Vermögen, unterscheiden sich aber deutlich nach der Weise, dem Modus ihrer Beziehung zu ihm. So wenig aber aus dem Vermögen, der Potentia der Dinge allein, trotz aller Scheidungen, eine wahrhafte Entschei-

dung hervorgehen kann, ebenso wenig kann sie, sei es aus einem, sei es aus allen Grundvermögen des Menschen hervorgehen. Gewonnen wurde im Grunde nichts mit ihnen, wenn nicht ein viertes Moment hinzuträte, welches ihre Unentschiedenheit, ihren Indifferentismus durchbricht, sie zur Entscheidung zwingt, indem es sie zu Tugenden vervollkommnet, in denen sie sinnvoll werden. Dieses vierte, für jene entscheidende Moment ist, als ihr Gesetz erfüllend, auf einer höheren Stufe gelegen: wir erkennen in ihr die Klugheit, die prudentia, eine Art Vorsehung, providentia, als über die anderen hinweg, nach einer Weisung blickend, die auch ihr erst die Bahn vorzeichnet: es ist die Weisheit, sie unermeßlich hoch überragend, der sie selbst offen ist, die nicht mehr menschlicher Art ist: wir haben uns zu bescheiden in der Liebe zu ihr.

Wie jene drei Grundvermögen zu Tugenden werden, ist unschwer zu zeigen. Das Erkennen wird zur Tugend des Maßhaltens, der temperantia: das Mögliche wird in ihr nicht mehr nur durch das logisch Unmögliche begrenzt, es gibt für sie noch ein anderes der Klugheit Unmögliches, das ihr eine Schranke setzt, über welche sie nicht hinausgeht. Es aber voll zu verwirklichen tritt die Tapferkeit ein: sie erreicht das volle Maß, bleibt nicht hinter ihm zurück. Wie in der Maßhaltung kein Zuviel, ist in der Tapferkeit kein Zuwenig. Das Nichtzuviel und Nichtzuwenig kennzeichnet aber die Gerechtigkeit, die durch jene dauernd und unwandelbar feststeht.

Haben nun die Tugenden ihre Wurzeln in den letzten Seinsgründen, aus denen sich eben ihre schon im Altertum erkannte Vierzahl erklärt, so ist als gewiß anzunehmen, daß sie sich auf allen Seinsstufen entsprechend abgestuft vorfinden, daß jede dieser Seinsstufen gleichsam eine auf sie gegründete Verfassung aufweist, welche wohl auch einer rechten politischen Ordnung die Grundlinien liefern kann. Die politische Ordnng zeigt sich demnach auf einer moralischen, diese auf einer natürlichen beruhend, und die Forderung eines naturgemäßen Lebens, das ὁμολογουμένως τῇ φύσει ξῆν der Stoiker erweist sich als berechtigt. Doch darf der Sinn, die äußerst ragende Spitze der Natur, die auf Weisheit deutet, darüber nie vergessen sein.

Ein Prinzip der Scheidung und Trennung beherrscht durchgehends die Natur der Dinge, das ihrer Vereinigung widerstrebt, sie für einander undurchdringlich macht: sie nehmen einen Raum ein, den sie ausschließlich für sich behaupten. Aber sie geben einander auch Raum, ihn gemeinsam erfüllend: sie stehen in einer Gemeinschaft, in einem Verbande, dessen Ordnung ihnen selbst erst das letzte Gepräge verleiht, sie erst das entfalten läßt, was wir als ihre Eigenschaften bezeichnen. Diese durch die Gemeinschaft gewonnenen Eigenschaften sind ihr Allgemeines, ihnen allen Gemeinsames. Wenn nun für das dem Allgemeinen entgegengesetzte Individuelle das Prinzip der Trennung durchaus gilt, Individuen als solche nie zu vereinigen sind: so gilt dieses Prinzip nicht durchaus für das Allgemeine; es ist zu vereinen, wie wir die Vereinigung in Individuen vollzogen sehen, wenn sie auf höherer Stufe die Eigenschaften niederer Ordnung, und dann in einem höheren Grade, in

sich schließen. So ist denn die Trennung der Individuen, durch ihre Ordnung auf eine Vereinigung des Allgemeinen in ihnen angelegt: die Dinge streben einer gewissen Universalität zu, deren Grad die Höhe jeder Seinsstufe bestimmt.

Dies gilt nun auch für die Stufe, auf der sich die menschliche Persönlichkeit entfaltet: Trennung herrscht hier, soweit sie in Individuen verkörpert erscheint, Verbindung, soweit diese in Gemeinschaft stehen, hier in einer geistigen Gemeinschaft, da es sich um geistige Naturen handelt, wie körperliche Individuen in einer körperlichen Gemeinschaft stehen. Wären nun die geistigen Naturen in ihren Wirkungen auf einander so feststehend und berechenbar wie es die körperlichen Naturen sind, so gäbe es auch für sie eine Art gesellschaftliche Mechanik wie es eine Mechanik der Körper gibt, die gleichsam der Ausdruck der Gerechtigkeit ihrer Sphäre ist: die menschliche Gemeinschaft wäre eine Gemeinschaft der Gerechten, ihre Ordnung ohne weiters eine gerechte Ordnung. Nun ist aber die geistige Natur keineswegs feststehend: der Gerechte kann fallen, seine Natur, sein Recht verleugnen, aus seiner geistigen Sphäre in die körperliche sinken. Sobald wir nur einem Gedanken Worte leihen, können wir von dem Gedanken schon auf das Wort hinabgleiten und damit aufhören Meister des Wortes zu sein. Wir erfassen ebenso Körperliches wie Geistiges, formen uns selbst nach dem, was wir erfassen, werden zu dessen Abbild. Nach dem aber, wie wir uns formen, wird auch die Form unserer Gemeinschaft sich richten.

So können wir einmal uns rein als Körper ansehen, uns wie Körper zu einander verhalten, den menschlichen Verband wie einen körperlichen gestalten. – Oder, wir können auch, irgendwie blind für ihr Allgemeines, bloß auf das Individuelle unserer geistigen Natur sehen und auf deren letzte Prägung durch Gemeinschaft mit ihresgleichen Verzicht tun, was soviel sagt wie auf Nächstenliebe verzichten. Der Verzicht gibt sich als Kultus der Persönlichkeit, und ist doch nur Kultus des Individuums, das sich auf seiner hohen Stufe aus dem Verbande der Dinge entlassen wähnt, als ob es in sich verschlossen, eine Welt für sich wäre. Tatsächlich liegt hier ein Verzicht auf das Beste im Menschen vor, auf einen Inhalt, wie er nur durch Menschenliebe gewonnen wird. Was im leeren Herzen die Stelle einnimmt, ist die Illusion eines Geistigen über einer ungeistigen, einer anarchischen Ordnung, die sich mit hohlen Phrasen ausweist, wo immer sie in Wissenschaft, Kunst oder Politik zu Wort kommt. – Eine dritte Art der Verfehlung einer rechten Ordnung ergibt sich, wenn der Versuch unternommen wird, die Individuen als solche wie ein Allgemeines, das Niedere wie ein Höheres zu behandeln, etwa die körperliche Ordnung wie eine geistige zu gestalten. Es gibt wohl eine gewisse Teilnahme des Niederen am Höheren, nie jedoch wird das Niedere selbst dadurch zu einem Höheren: es widersetzt sich dem Versuche ihm die höhere Ordnung aufzuzwingen. Das Niedere kann vom Höheren nur unter Wahrung und Schonung der Eigennatur beherrscht werden, das Individuum fügt sich in das Allgemeine nur, wenn es sich in ihm behaupten kann. Eine überspannte Universalität und auf sie gegründete vermeintliche „weltliche

Herrschaft" des geistigen Prinzips wird notwendig zu einem Despotismus entarten, der selbst die Spannungen hervorruft, die seine Ordnung sprengen.

Die Ordnung der Natur soll stets gewahrt bleiben, darf weder vom Höheren aus, indem es dem Niederen widerspricht, noch vom Niederen aus, indem es das Höhere außer acht läßt, gestört werden, eine Störung, welcher der Mensch in hohem Maße ausgesetzt ist, da er die ganze Stufenleiter des natürlichen Seins in sich schließt. Wo immer und wie immer aber auch die natürliche Ordnung verletzt worden ist, in jedem Falle wird dann das Niedere gegen das Höhere das Feld behaupten. Würde nur einmal diese Ordnung recht erkannt, hätten wir eine sie klar darstellende Physik, dann wäre uns durch sie ein Vorbild auch der rechten politischen Ordnung vermittelt, der Ordnung des Herrschenden und des Beherrschten, in sich und zu einander: wir dürften dann erwarten, den reinen Einklang, die volle Harmonie des Trennenden und Einigenden zu erreichen.

Grund und Anfang der Dinge einerseits, ihr Ende und Ziel anderseits, umschließen eine Mitte, in welcher die Dinge selbst gelegen sind: auf dem Grunde beruhend, mit einem Anfange beginnend, gehen sie ihrem sie vollendenden Ziele entgegen. Gleich einem zur großen Weltensymphonie angeschlagenen Grund- und Einleitungsmotiv zeigt sich die Zeit, die Vergangenheit zurücklassende, in die Zukunft wie einem fernen Ziele zufließende, zeigt sich der Raum mit der in ihm entfalteten Gestalt, zeigt sich alle Bewegung mit ihrem Woher und Wohin. Ein großes Drängen und Streben scheint alles zu beherrschen, als ob keiner Kreatur wohl in ihrem Hause sei, als ob sie auf steter Wanderschaft wäre. Und unsere Tage leben wir, wie wir in einem Buche lesen: der eiserne Finger der Zeit weist uns von Wort zu Wort, verwehrt uns jedoch vor und rückwärts zu blättern; nur einmal in aller Ewigkeit dürfen wir es lesen, um uns beim letzten Wort aus der Hand genommen zu werden.

Ist es nun wohl das letzte Wort, auf das alle vorhergehenden zielen; ist es der Schlußakkord, der den Sinn einer Symphonie erschließt, ist das Ende der Dinge auch das Ziel?

Gerne sieht man in jedem Anfange ein Samenhaftes, in welchem alle weitere Entfaltung schon beschlossen liege. So fiele denn auch schon Mitte und Ende gewissermaßen in ihn, wie etwa auch ein Punkt als ein ins Engste zusammengezogener Kreis gedeutet werden kann. Ebenso kann auch die Gestaltenfolge in ihm schon vorgedacht, vorgezeichnet sein; denn wie die räumliche Gestalt als solche unabhängig ist von ihrer Größe, so ist auch die Ordnung und sind auch die Maßverhältnisse in der Zeit unabhängig von ihrer Erstreckung. Darum gibt auch das Mikroskop kaum etwas von der im Samen liegenden künftigen Gestalt zu erkennen, geschweige von den Stufen ihres Wachstums. Welchen Sinn hat nun die Gestaltenentfaltung und die Gestaltenfolge, welcher Sinn liegt darin auch nur einen vollen Kreis zu ziehen, wenn in jedem seiner Punkte mit seinem unmittelbaren Woher und Wohin das ganze Gesetz des Kreises schon gegeben ist, oder wenn der Mathemati-

ker in einer kurzen Formel das Gesetz aller Kreise ausspricht? Wird er sich etwa darauf einlassen, endlos Kreise um Kreise zu ziehen? Welchen Sinn hat es gleichwohl einen vollen Kreis zu ziehen, welchen jede Vollziehung eines Gesetzes? Ein Sinn muß dem wohl innewohnen, wenn die unermeßliche Ausbreitung, die unendliche Folge der Gestalten nicht bloß ein breites Geschwätz sein soll über etwas, das sich kurz und bündig gleich gut, ja besser aussprechen ließe. Sinnlosigkeit ist unerträglich, und sie wird keineswegs erträglicher, wenn sie sich als unabweisbare Notwendigkeit herausstellt, die man eben ertragen müsse. Und doch hören wir nicht ungerne das unaufhörliche geschwätzige Murmeln eines Baches, glauben mehr aus ihm heraus zu hören, als nur ein sinnloses Notwendiges, wie wir auch durch den stillen Gang der Sterne zur Andacht erhoben, nicht etwa nur auf das Gesetz ihrer Bewegung geführt werden.

Wie aber, so gesehen, die Ausbreitung und der Verlauf der Dinge fragwürdig erscheint, muß uns auch ihr Ende fragwürdig werden. Wenn wir nämlich den Prinzipien und ihrer das Gewebe der Dinge wirkenden Verflechtung nachgehen: so stoßen wir überall auf einen Abschluß, der zu den Prinzipien gewissermaßen den zweiten Stützpunkt für das weite Weltengewölbe abgibt; denn mit der Folge würde nach einem logischen Grundgesetze auch ihre Voraussetzung aufgehoben, und ihre letzte Folge ist demnach so notwendig für den ersten Grund, wie dieser für alle aus ihm erfließenden Folgen. Die letzte Folge muß völlig bestimmt sein, da nur völlig Bestimmtes zu verwirklichen ist und abschließend sein kann, damit aber ist sie weiter nicht mehr bestimmbar, einer weiteren Einwirkung nicht mehr zugänglich. So stünden wir denn mit unserer Erkenntnis um solches Spiel der Prinzipien ohnmächtig vor ihm, ohne Möglichkeit irgendeiner Einwirkung auf dasselbe. Und wenn die letzten Folgen für uns ohne Bedeutung sind, müssen durch ihre Verkettung mit den ersten Gründen auch diese für uns bedeutungslos werden. Kann nun eine derartige Prinzipienwissenschaft die uns eigentümliche, uns angemessene Wissenschaft sein, wenn wir nichts dabei zu tun, nichts sonst zu ihr zu sagen haben; und was sollte eine gedankliche Wiederholung des Spieles der Prinzipien für einen Sinn haben? Auch sind wir zu seiner vollen Erkenntnis nicht einmal ausgerüstet. Selbst wenn wir es ausschließlich auf sie anlegten, würden wir uns nur in den Vorhöfen eines uns verschlossenen Tempels bewegen, der zudem, ob wir auch den Eintritt erzwängen, uns doch kein Götterbild zeigte. Ein Wissen um solchen Anfang, solche Mitte, solches Ende wäre in aller scheinbaren Vollständigkeit doch nur Rumpfwissenschaft. In ihr haben wir nicht unsere Bestimmung, nicht den Weg zu unserer Vollendung, nicht den Weg zu unserem Ziele zu sehen: es muß weit darüber hinaus liegen.

Es findet sich kein Ausweg aus der engen gesetzhaften Verkettung der Dinge, wenn er nur in der Linie dieser Verkettung gesucht wird, die keine Lücke offen läßt; er muß in einer anderen Dimension liegen als jene ist, welche durch die Richtung vom Grund zur Folge bezeichnet wird, die wohl auch nur darum in ihrer ganzen Erstreckung gezogen ist, damit jene sich

über ihr erhebe. Wenn es scheint, daß wir nach allen Richtungen hin, wir mögen sie, wie weit immer verfolgen, doch nicht über die Dinge dieser Welt hinauskämen, so besteht solcher Schein auch innerhalb der Welt. Gehen wir die Zeit entlang, so scheint sie nichts aus sich zu entlassen: und doch ist der Raum außer der Zeit; denn – er ist nicht die Zeit. Der Raum wiederum scheint alles in sich einzuschließen: und doch sind da Körper im Raume, die auch außer dem Raume sind; denn – sie selbst sind nicht der Raum. Wenn der Wechsel zum Wesen der Zeit gehört, so ist der Raum ohne Wechsel; wenn der Raum ohne Bewegung ist, so sind die Körper in ihm beweglich. Die Gesetze der Dinge sind nicht allherrschend, sie lassen stets noch etwas zu, das außerhalb ihrer Gesetze liegt. Und wenn wir auf das Grundgesetz des Widerspruches zurückgehen, so widerspricht auch hier nicht Alles Allem: als Gesetz der Unmöglichkeit läßt es Möglichkeiten offen, ja schafft sie allererst. Da dieses Gesetz aber die Mutter aller logischen Gesetzlichkeit von Grund und Folge ist, so muß auch sie offen sein für etwas, das frei ist von Grund und Folge, wie sehr sie auch in ihnen wurzelte. Wie die Unmöglichkeit auf die Möglichkeit, ist die Notwendigkeit auf die Freiheit angelegt, auf sie hingeordnet. Eine absolute Notwendigkeit, so weit sie als logische aufgefaßt wird, ist ein Unding; denn, wenn das allgemeinste, das logische Grundgesetz, keine absolute Geltung hat, so wäre es widersinnig anzunehmen, daß irgendein anderes von ihm abgeleitetes Gesetz absolut sein und auf Totalität Anspruch machen könne. Über das Gesetz von Grund und Folge muß sich denn auch die menschliche Seele erheben, da sie gewissermaßen eine Totalität darstellt, die alles in gedanklicher Weise und durch die Gedanklichkeit in sich schließt, in sich schließen kann. Daraus ergibt sich, daß jenes Gesetz, daß alles Logische, nicht ihr eigentliches Wissensobjekt ist: das logische Zwangsgesetz widerspricht ihrer Natur, in der Richtung vom Grunde zur Folge ist nicht ihr Ziel gelegen: ihr Reich ist das der Freiheit.

Die Gesetzlichkeiten bauen sich in Stufen auf, in welchen die Unmöglichkeit schrittweise eingeschränkt, die Möglichkeit schrittweise erweitert erscheint und damit der Freiheit ein Boden bereitet wird. Unmöglichkeit sagt nun so viel wie Unvereinbarkeit von Widersprechendem, und Einschränkung von Unmöglichkeit ist demnach gleichbedeutend mit Erweiterung der Vereinbarkeit, die in der Vereinigung des auf niederer Stufe noch Getrennten zum Ausdruck kommt. Die äußerste Trennung ist aber die des ersten Grundes von den letzten Folgen; und ihr wird eine äußerste Vereinigung entsprechen, in welcher die sie trennende Mitte gewissermaßen aufgehoben wird und verschwindet. Ferner hat die Vereinigung des Getrennten auch seine Zusammenziehung im Gefolge, bringt eine Verengung mit sich. So erhebt sich auf breit gelagerten Fundamenten und über dem abgestuften Sockel der schlanke Turm, um in himmelwärts ragender Spitze zu enden. Sie sieht weit über die Fundamente hinaus: was an Breite verloren, wird an Höhe und mit ihr an Sicht- und Wirkungsweise gewonnen.

Im Gleichnis eines Weges und eines Baues sehen wir das Wachstum der Dinge: wenn die gesetzliche Wahrheit der breite Unterbau ist, wenn den Weg

die in die Höhe strebenden Mittelglieder bezeichnen, so stellt sich die krönende Spitze dar als das wahrhafte Leben. Als reine Naturwesen werden wir von den Dingen getragen, als geistige Wesen sind wir die Träger einer Welt des Geistes. So weit wir in der natürlichen Ordnung stehen, bindet uns das Gesetz der Folge, gibt es Streben und Erreichen, gilt das Erreichte als Ziel. Anders in der übernatürlichen, in der geistlichen Welt: Anfang und Ende, Streben und Erlangen werden hier Eines: die zielbestimmte Tätigkeit wird zu dem in sich vollendeten Leben. So zum Teil schon in den Künsten: das Gesetz der Folge erscheint in ihnen bereits gelockert; so weit es noch herrscht, ist es für sie nicht wesentlich: das Lied steht in der Zeit, wird als solches nicht in ihr, ist durchaus in ihr vollendet. Immerhin ist auch die Kunst noch gebunden, und wie ihr Werk abgeschlossen da steht, fügt es sich in den Bau fester Sitte, die uns Wohnung ist, um in ihr zu leben. Das Leben allein ist selbstgenügsam: Alles ihm Vorhergehende: die Wissenschaft, die Kunst, die Sitte, ist bloße Grundlage des Lebens, im Sinne des Lebens zu deuten, in ihm allein gerechtfertigt. Das Leben in seiner Reinheit aber ist religiöses Leben.

Alles, was geschieht, hat die Form des Rätsels: des Rätsels Lösung ist die Geschichte. Je näher der Lösung, umso mehr Geschichte, je ferner der Lösung, umso mehr nur Geschehnis. Das Rätsel besteht in der Verbindung eines Ausgesprochenen mit einem Unausgesprochenen, das gefunden, das erraten werden muß, damit sich das Verständnis des Ganzen ergebe. Während nun bei den Rätseln, welche die Wissenschaft aufgibt, das Elementare des Geschehens, sein Gesetzliches das zu Suchende ist, wird dieses bei den Rätseln der Geschichte als gegeben vorausgesetzt, und der letzte, krönende, das Gesamtgeschehen beherrschende und erhellende – der Königsgedanke gesucht. Und so ist am Ende Geschichte auch erst im vollen Sinne Wissen: ein auf Weisheit hingeordnetes Wissen.

Wohl reichen wir nicht an die Sterne hinan, doch hebt sich unser Scheitel zu ihnen empor, während unsere Füße auf festem Boden ruhen: nahe dem Boden, ferne den Sternen; ein Bild des denkenden Menschen, der sich als Wesen der Mitte zwischen die nächsten Begreifbarkeiten und die fernsten höchsten Unbegreifbarkeiten gestellt sieht, auf jenen fußend, nach diesen sich aufrichtend. Um aufrecht zu stehen, ist es nicht nötig, auf Berge zu steigen, auch bedarf es dazu nicht mehr als eine Fußbreite an Boden: weder hoher noch ausgebreiteter Kenntnisse bedarf es, um eine gerade geistige Haltung einzunehmen. Uns hält ein festes körperliches Gerüste aufrecht: ein Grundgerüste der Geradsinnigkeit ist uns eingesenkt, eine erste Vorzeichnung von ihr, in welcher wie im Keime unsere künftige geistige Gestalt und ihr Wachstum bereits gelegen ist. Da die Frucht auch den Samen in sich schließt, muß er in allem Wachstum, in aller Entfaltung bewahrt geblieben sein, um in der Frucht wieder zu erscheinen: ihren Anfängen treu, einfach wie ein Samenkorn ist auch zur Reife gekommen menschliche Größe, die stets etwas vom Kinde behält. Dies gilt von Allem, worin Menschen groß sind: in Kunst, in

Wissenschaft; auch gilt es für die Politik, welcher Winkelzüge und Schlauheit fremd sind, wo immer sie in unbekümmerter Naivität und Ursprünglichkeit wahrhaft groß in Erscheinung tritt. In hervorragendem Maße kennzeichnet es den Denker: wenn die Anderen sich um Folgen und Wirkungen bemühen, ist sein Sinnen auf Gründe und Ursachen gerichtet, und darum auch wenig der Gefahr ausgesetzt, den Zusammenhang mit den Anfängen auf seinen weiten Wegen zu verlieren. Er weiß zu gut, wie leicht man, Wirkungen nachlaufend, blind an den Ursachen vorüberrennt, aus welchen allererst Wirkungen hervorgehen. Um sie tatsächlich zu erreichen und nicht die Absicht zu verfehlen, oder gar das Gegenteil von ihr schließlich zu erreichen, wird der Denker ins Mittel treten und der rechte Berater sein.

Die natürlichen Dinge bauen sich auf ihrem Grunde auf, ohne um ihn zu wissen, ohne sich um ihn zu bemühen; und nicht anders ist es, was seinen natürlichen Organismus betrifft, mit dem Menschen: ohne alles Wissen um ihn hat er Sein und Leben. Als geistiges Wesen jedoch ist sein ganzer Bau bis in seine Fundamente hinab, von ihm selbst errichtet, ist Kunst und nicht Natur. Jene letzten Fundamente sind aber zugleich auch seine natürlichen, solche also, die ihm mit allen anderen Wesen gemeinsam sind. Wenn er den Gründen der Dinge nachgeht, so ist es eigener, fester Grund, den er in ihnen zu gewinnen sucht. Die Mühe solchen Suchens – wer es je gewagt weiß von ihr zu sagen – ist ihm nicht eben um der Erkenntnis der Dinge willen auferlegt, eine Erkenntnis, die in ihrer Unzulänglichkeit wahrlich eine schwache Stütze wäre, um uns an ihr empor zu ranken, als vielmehr um in dem Grunde der Dinge wurzelnd, an ihnen vorbei, über sie hinaus zu wachsen. Nun ist es wohl der Grund, welcher den Bau trägt; aber das Tragende ist nicht das Bauende. So steigt auch die Flüssigkeit vom Boden des Gefäßes an, doch von oben her wird es gefüllt, und ähnlich wächst, wenn Stein auf Stein gesetzt wird, der Bau. Das Tragende ist nicht das Bauende: ein anderes das tragende, das aufnehmende Gesetz, ein anderes seine Erfüllung. Wir legen den Grund, um auf ihm zu bauen, auf geistigem Grunde einen Geistesbau zu errichten: von der Tiefe wenden wir uns zur Höhe, von ihr zu empfangen, zu ihr emporzuwachsen. Die Höhe aber ist gegenüber der Tiefe eine ungemessene: um diese kann es ein Wissen geben, an jene nur der Glaube reichen, der gleichwohl durch Wissen Richtung gewinnt. Halten doch auch die Bauleute ihr Senkblei über den ebenen Grund, wenn sie daran gehen, die Mauern zu richten: wir wenden uns der Tiefe der Dinge zu, die uns die Richtung angibt, nach der wir uns selbst ins rechte Lot bringen.

Indem der Denker in diesem Sinne den Tiefen der Dinge, ihren erreichbaren Gründen nachsinnt, erreicht er das gerade und volle Wachstum, gelangt er zur Hochsinnigkeit. Je mehr ihn aber dann ein volles Menschentum auszeichnet, umso weniger wird er der Versuchung erliegen ,sich dessen zu überheben, wenn ihm aus der Erkenntnis der Tiefen, zugleich die Unermeßlichkeit der Höhen über ihm, mit ihr auch seine eigene Niedrigkeit bewußt wird, die ihn mit seinen Mitmenschen auf die gleiche Stufe stellt. Mit der menschlichen Würde ist eine für alle gleiche und unübertragbare Last verbunden; doch ist

es eine Last, die schwerer zu heben als zu tragen ist. Hier tritt der Starke helfend für den Schwachen ein. Sind die Grunderkenntnisse auch schwer zu erwerben, so sind sie doch an den elementarsten, allen zugänglichen Gegenständen zu gewinnen. Wie wir Sternwarten nicht in Täler verlegen, wählen wir nicht hochgelegene Punkte um Tiefenbohrungen anzustellen. Elementar und schlicht wird sein, was sich auf dem Grunde der Dinge findet; es wird schlichte, allen faßbare Wahrheit sein. Wo dieses Zeichen der Schlichtheit fehlt, wird die volle Tiefe und Höhe fehlen, wird ihnen dann auch nicht das rechte Maß zugemessen, woran man die Gerechtigkeit erkennt. Tief, hoch und schlicht wurde denn auch stets die Wahrheit genannt; und da schlicht und recht zusammengehen, ist der homo rectus auch der homo justus.

Soll ein Bildwerk abgeformt werden, so wird von ihm zuerst eine Hohlform, oder, wie sie der Gußmeister nennt, eine Negativform abgenommen; und in der Tat ist sie als eine den Vollguß einschränkende und begrenzende Form ein Negatives. In der Weise solcher Negativform sehen oder betasten wir aber alle plastischen Gestalten. Mehr noch: wir sehen und erkennen jegliches Ding unmittelbar und zuerst nur von seiner äußeren Begrenzung, von der negativen Seite, von seiner Erscheinung her. Sollen wir sie nun nicht verkehrt sehen, so müssen wir uns glücklich in die Dinge versetzen, in ihrem die Fülle gebenden Ursprung den Standort nehmen, jedes einschränkende, negativ bestimmende Prinzip nur als Prinzip des Endes verstehen. – Wie die lebendige Woge sich am Ufer bricht, um in Brandung zu enden, so enden die Dinge in der Erscheinung: sie sterben an der Erscheinung. Und alle äußere Schönheit, welche wir sehen, ist nur wie ein schönes Sterben, denn Endliches bedeutet Tod: mors ultima linea rerum.

Erst übermächtig, übermenschlich, dann streng und unbezwinglich, dann Milde, Süße und äußerste Zartheit, der leiseste Hauch – so wandelt sich vor Augen und Sinn das Bild des Lebens.

Aber – wenn man sich nichts vormacht – wie armselig und klein stehen wir vor dem Reichtum und der Größe menschlicher Berufung! Wie matt sind unsere Leiden, unsere Freuden! Wie leicht ist unser Weinen beschwichtigt, wie unfroh ist noch unser Lachen!

Wo man alle in fluchtartiger Bewegung sieht, kann man sicher sein, daß irgendwie die Wahrheit auf dem Plan erschienen ist. Wo auf Locktöne hin sich alle zusammenscharen, kann man sicher sein, daß es die Lüge ist, welche da lockt, und daß die Wahrheit irgendwie unsichtbar geworden ist. Man lasse sich nicht irre machen! Und wenn der heiligen Liebe auch Höllengelächter entgegenschlägt – man lasse sich nicht irre machen!

Das Urteil ist vom Schaffen wohl zu unterscheiden und zu scheiden: das Urteil steht hoch über dem Schaffen. Alle Sorge um dieses muß zurücktreten und schweigen, wenn das Urteil spricht. Im Urteilen haben wir uns selbst

als Schaffende zu vergessen. Das Urteil sei uns wie ein gleichmäßig fließender Strom, das Schaffen ein Nachen, den wir gelegentlich besteigen.

Ein echtes Wort ist ein Heiligtum, um in ihm anzubeten, ein Stab, durchs Leben zu geleiten, ein Richtmaß für unsere Werke, – aber unnütz ohne ein Göttliches, ohne das Leben, ohne die Werke. Da stirbt es und zerfällt wieder zum Staube der Elementarzeichen, aus denen es gebildet war.

Von ihrem Sinn, ihrem Leben verlassen, können wir dann wohl verwundert Worte und Zeilen anstarren, die, einst so vielbedeutend, uns nichts mehr sagen.

Neben jedem Irrtum – und wo wäre Irrtum, wo zutiefst nicht auch Schuld wäre – neben jedem an dem Wesen der Sache vorbeigesprochenen Worte, steht die Wahrheit und das wahrhaftige Wort selbst, dem das Leben verweigert wurde. Wie blutend aus einer Todeswunde fährt es auf zum Herrn der Wahrheit, um vor ihm als Anklage lebendig zu sein und Sühne zu heischen.

Wie viele sind dieser erwürgten Wahrheitskinder, wie gering die Zahl derer, die von wahrheitsliebenden Herzen aufgenommen wurden, um in ihnen zu leben.

Welch unbedeutendes Ereignis scheint es, wenn der Samen einer Eiche seine ersten Würzelchen treibt, sie zwischen Sand, Steinchen und Gräser schiebt um Nahrung und Halt im Erdreich zu gewinnen: und es soll ein mehrtausendjähriger Baum werden, der einst über das ganze Land hinwegsieht. So sind zu Zeiten unbeachtete Menschen und Gedanken unter andere Menschen und andere Gedanken getreten, in einer heiligen Stunde von unendlicher Bedeutung und Folge. Und was leise ins Ohr geflüstert wurde, es kann zu mächtiger, aufrufender Stimme anschwellen, wenn seine Stunde kommt.

Nach einer berühmten Sentenz ist der Mensch mehr das, was er liebt, als das, was er ist: darin liegt das ganze Wesen menschlicher Bildung beschlossen. Je inniger die Liebe, umso treuer wird das Bild dessen sein, was sie liebt, umso sicherer wird es zur Höhe leiten; je Höheres sie liebt, umso höher dann auch die Bildung, welche es verleiht. Das Höchste dem Menschen faßbare allein vermag ihn zu vollenden. Jeder andre Weg führt nur zur Halbbildung.

Vom Ernst scheidet sich das Dilettantische. Das Ergötzliche allein charakterisiert es nicht, da diesem immer noch ein ernster Adel gegeben werden kann. Eher ist es das Müßige, das die Muße nicht schätzt, sie vielmehr herabwürdigt. Eine verschleierte Nichtigkeit steckt in ihm, ein Verfahren, bei dem die Dinge ihres eigentlichen Wesens verlustig gehen, es gegen ein Scheinwesen eintauschen. Das Scheinwesen mag mit hoher Virtuosität zur Darstellung kommen, Musik z. B. die zu einer clownartigen Geschicklichkeit, Fertigkeit, Geläufigkeit, damit zu etwas ganz unmusikalischem wird. Ein wissenschaftliches Verfahren, das auf einseitiger Hervorhebung irgend eines Be-

griffes oder einer Methode beruht, nach welcher die Dinge nicht ihrem eigentlichen Wesen nach zur Geltung kommen. Dilettant ist auch ein Staatsmann, der auf einem Begriff, wie etwa Handel und Industrie, ein Staatswesen aufbaut, bei dem das eigentlich Menschliche unberücksichtigt bleibt und verkümmert. Ebenso ist aber auch das vollständige Aufnehmen der einzelnen Seiten und Elemente eines Wesens ohne den bindenden Gedanken, der sie zur Einheit zusammenfaßt, als ein Vielwissen ohne Tiefe, dilettantisch.

Aber auch die Vorherrschaft irgend eines Begriffes bleibt dabei nur Schein. Der rechte Begriff steht in der rechten Ordnung an seinem rechten Ort. Der Dilettant meint zu begreifen, ohne zu begreifen, meint zu wollen, ohne eigentlich zu wollen, meint zu lieben, ohne eigentlich zu lieben. Er umschmeichelt seinen Begriff und verdirbt ihn damit. Er vertreibt sich nicht nur die Zeit, er vertreibt auch das, womit er sie füllt. An seiner Gedankenleere leidet er nicht: er macht sich unempfindlich für sie. Er verschafft sich eine euphorische Anästhesie, er lebt in einem Behagen, das ihm die Unempfindlichkeit gewährt. Ein reines Vergnügen, eine reine Freude kann es nicht sein, sie sind nie ohne den Ernst: res severa verum gaudium.

Der Gedanke ist die höchste Form des Seins. Allem Sein folgt ein Wirken, allem Denken ein Tun. Irrig, anzunehmen, daß sie je sich trennten, jedes seine eigenen Wege ginge, so oft dies auch behauptet wurde. Der Irrtum entspringt daraus, daß Zeichen des Denkens falsch gedeutet wurden, daß dafür gehalten wird, wo nur sein trügerischer Schein vorliegt. Man meinte, das Rechte erkennen sei leicht, schwer nur, danach zu handeln. Wer so spricht, hat sich nie ernstlich um das Rechte in seinen Gedanken bemüht: er wüßte sonst, wie schwer es zu treffen, wie kinderleicht es dann aber auch ins Werk zu setzen ist, so leicht, daß es kaum zum Bewußtsein eines von ihm gesonderten Werkes kommt. Mühevolle Werksetzung hat an der Mühe des Denkens, an falscher Stelle also, gespart. Alles Gerede von einer Entzweiung in Denken und Tun, spricht zwar vom Denken, kennt es aber nicht. Um beide ist es schlecht bestellt, wo sie nicht in Einem verschmelzen.

Der Weg, die Wahrheit, das Leben: diese drei sind Eines. Wer den Weg hat, der hat auch die beiden anderen: denn wie sollten wir auf den rechten Weg gewiesen sein, wenn nicht durch das Leben selbst, in dem die Wahrheit ist. In ihrem Lichte sehen wir den Weg.

Unvernünftiges, Sinnloses nennen wir absurd. In seiner wörtlichen Bedeutung bezeichnet es ein Mißtönendes. Nun lassen sich aus dem einen, besten und wohlgestimmten Instrument wie Wohlklänge, so auch Mißtöne hervorlocken. Zum Instrument gehört eben der Meister, der es spielt. So wird aus dem Marmor wohl ein Bildwerk, kein Lied, wie aus Tönen keine körperliche Gestalt. Nicht das eine, nicht das andere gibt das ganze Lebenswerk. – Man kann es die Violine des Herzens nennen, auf der das Lebenslied erklingt, – eine Welt, die in ihm sich einigt. – Sollte man nun diese ganze Welt, dieses Instrument, das uns ihr Schöpfer selbst in die Hand legt, es zu meistern, ein

mißgestimmtes nennen? Der Baukünstler hat die reinen Baumaße, der Tonkünstler die reinen Zeitmaße, beide die Grundzahlen; sollte, was sich auf so Reines baut, selbst unrein, verworren sein, in ihnen reine Werke nicht zu schaffen sein? Doch steht nicht alles in unserer Macht. Unser Geistiges bewegt wohl unser Körperliches, und bis in seine letzten Fasern, doch wissen wir nicht, wie es geschieht. So wenden wir uns denn in der Kunst an die letzten, reinen Elemente, die wir erfassen und darum auch zu meistern vermögen. Sie sind gleichsam der Reinigungsbach, in dem wir uns läutern. Alles ist sinngemäß an seinem Ort, in seiner Ordnung, doch damit keineswegs auch schon sinnerfüllt und Manifestation des Sinnes. Es ruft eben den Sinn herbei, ruft ihn hervor, wie das Niedere nach dem Höheren verlangt, das Höhere wie durch eine Art Gravitation zu sich herabzieht, ihm auch, wie wir sagten, entgegenkommt, für ihn, wie aus einem Liebestrieb empfänglich ist, ein Organ für ihn, wie das Auge für das Licht. Wenn die Dinge ihr volles Wachstum erreichen, wie es im Menschen geschieht, werden sie zum Instrument des Sinnes, Instrument des Höheren über ihm, zu seiner Stimme, in der er sich ausspricht. In einer reinen Empfänglichkeit, wie sie die Künste zur Bedingung haben, besteht die Askese. – Sie meint eine kunstvolle Bearbeitung unserer Vermögen, sie in die rechte Ordnung zu bringen. Was man gewöhnlich Askese nennt, eine Übung in der Befolgung von Gesetzen und Vorschriften, ist nur eine Vorbereitung zur eigentlichen vollendenden Askese, die auf das Schöne geht. Natur muß sein, vollendete, reine Natur, was einer weiteren Vollendung fähig sein – soll. Ein perfectum nur ist auch perfectibile; das untere, das natürliche Sein muß es ganz sein, um das höhere, das übernatürliche Sein zu empfangen, wie der reine Raum empfänglich ist für den Körper, der ihn erfüllt. – Auf seinen Fundamenten muß ein Bau ruhen, niederwärts gerichtet sein, um sich aufwärts zu erheben. Das leisten die Künste der Seele, wenn sie ihre Heimat in Raum und Zeit, ihren Maßen und in den Zahlen haben. In ihnen gewinnen diese totesten Dinge Leben und Sprache, weil sie eben auch schon sinngemäß sind.